

100 Jahre Burgenland

500 Jahre Romn*ja

Im vergangenen Jahr feierte das Burgenland seine 100-jährige Zugehörigkeit zu Österreich. Man blickte zurück und zelebrierte das eigene Sein. Die Volksgruppen wurden in alle Aktivitäten eingebunden – immerhin gab es diese im Burgenland, noch lange bevor es diesen Namen trug. Alles gut?

Romn*ja leben im Burgenland schon seit dem 16. oder 17. Jahrhundert, seit wann genau, darüber scheiden sich die Meinungen bis heute. Sie sind ein Teil dieses Landes und seiner Kultur, das erkennt man in der Musik, an Speisen und Traditionen. Und das ist es auch, was ich am Burgenland so sehr schätze: diese undurchdringliche und undurchsichtige Verwobenheit aller Volksgruppen. Genau dieser interkulturelle Mix macht dieses Bundesland, meine Heimat, so besonders. „Alles gut“, könnte man sich denken, oder?

Nun ja, nicht ganz. So sehr ich das Burgenland und die Burgenländer*innen schätze, so sehr muss ich sie auch zur Verantwortung ziehen für so vieles, das in der Vergangenheit geschehen ist und so lange nicht gesehen, nicht gehört und worüber nicht gesprochen wurde.

Bis zum zweiten Weltkrieg bestanden im Burgenland über 120 Roma-

siedlungen. Romn*ja waren aktive Mitglieder der Gesellschaft: Sie arbeiteten in der Landwirtschaft, kämpften im Ersten Weltkrieg, waren Teil der Freiwilligen Feuerwehr, erzogen ihre Kinder katholisch und schickten sie zur Schule. Und doch wurden sie ausgegrenzt, diskriminiert und stigmatisiert. Viele Vorurteile fanden über Bücher und Lieder Verbreitung, manche davon haben sich bis heute gehalten.

Mit der Zeit schlugen die Ressentiments in Hass um, bis sich burgenländische Vertreter der Landes- und Gemeindebehörden, der Justiz und Gendarmerie 1933 zu einer „Konferenz“ trafen, um über das Schicksal der burgenländischen Rom*nja zu beraten. Manche wollten sie umsiedeln, manche ins Exil schicken und andere einfach umbringen. Dieser Wunsch wurde schon bald Realität und wieder einmal zeigte sich ein Burgenlän-

der für die Lösung des „Problems“ im Nationalsozialismus verantwortlich: Tobias Portschy. In seiner Denkschrift „Die Zigeunerfrage“ von 1938 hielt er fest, dass Rom*nja zwangssterilisiert und in Arbeitslager eingewiesen werden sollten. Diese Schrift hatte maßgeblichen Einfluss darauf, wie im restlichen Dritten Reich mit den Rom*nja verfahren wurde.

90 Prozent der im Burgenland lebenden Rom*nja wurden im Nationalsozialismus ermordet. Im burgenländischen Lackenbach befand sich das größte sogenannte „Zigeuner-Anhaltelager“ Österreichs.

Und was geschah nach dem Unausprechlichen, dem Unüberwindbaren, nach all dem, das der Mensch nie hätte dem Menschen antun dürfen? Diejenigen, die das Grauen überlebten und nach Hause zurückkehrten, jene wenigen hundert Menschen, fanden in ihren Heimatgemeinden eine



ähnliche Situation vor wie vor ihrer Verschleppung: Man wollte sie nicht. Ihr Eigentum war längst verbrannt oder veräußert worden. Sie hatten keine Dokumente und keine Rechte. Immer noch herrschte ein Rassismus vor, der ihnen mit aller Härte entgegenschlug. Wieder wurden sie diskriminiert und an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Was nun dazu kam: Viele Überlebende erhielten ihre Staatsbürgerschaft nicht zurück, obwohl sie seit Generationen in Österreich gelebt hatten. Sie wurden zu Fremden gemacht. Viele erhielten bis zu ihrem Tod keine Reparationsleistungen.

Anerkennung als Volksgruppe und das Attentat

In Oberwart, der wohl größten Roma-Siedlung des Burgenlandes, dauerte es bis in die 1980er Jahre, bis deren Bewohner*innen fließendes Wasser hatten. Der Autor Stefan Horvath, der selbst aus dieser Siedlung stammt, erzählte in einem Interview, dass die Leute Angst hatten, die Wasser- und Duschhähne aufzudrehen. Zu tief saß das Grauen des Nationalsozialismus – und das, was man in den Konzentrationslagern damit verband, in die Duschräume geschickt zu werden.

Es vergingen Jahre, und endlich, nach langen Kämpfen und Beweisführungen, dass Romn*ja eine Volksgruppe sind, wurden wir 1993 schließlich als

solche anerkannt. Zwei Jahre danach folgte das Attentat von Oberwart – ein schlimmer Rückschlag für alle Rom*nja, vor allem aber für die Menschlichkeit.

Die vier jungen Roma Peter Sarközi, Josef Simon, Karl und Erwin Horvath wollten in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1995 unweit der Romasiedlung in Oberwart eine Tafel mit der Aufschrift „Roma zurück nach Indien“ zu entfernen. Hinter der Tafel verbarg sich eine Sprengfalle, deponiert von dem „Briefbomber“ Franz Fuchs, der das Land seit 1993 mit rassistisch motivierten Anschlägen terrorisierte. Die jungen Männer starben einen grausamen Tod. Bei den ersten Untersuchungen durch die Polizei ging man von einer Fehde unter den Rom*nja aus, die nun Opfer forderte. Auch die Presse ließ sich sofort dazu hinreißen, diese Annahme zu verbreiten und somit die Opfer zu Tätern zu machen. Nach jahrhundertelangem Misstrauen, das sich innerhalb der burgenländischen Rom*nja-Community gegenüber der Mehrheitsbevölkerung aufgebaut hatte, schien nun auch der letzte Rest an Vertrauen zerstört worden zu sein. Die Polizei drang in die Siedlung ein, durchsuchte die Häuser und verhörte die Menschen, als wäre jeder in der Romasiedlung ein Verbrecher. Für viele Medien und die FPÖ ein gefundenes Fressen, wieder einmal wurde mit Lügen über Rom*nja Propaganda betrieben. Das Ganze dauerte einige Tage, bis man erkannte, dass hinter dem Anschlag ein rassistisch moti-

vierter Attentäter steckte. Mit einem Schlag waren die Rom*nja von Oberwart doch Opfer. Es gab Solidaritätsbekundungen, das ganze Land blickte ins Burgenland. Dieser Blick – auch wenn nicht ganz freiwillig oder gar selbstlos – legte Dinge offen dar, die schon lange im Argen lagen. Auch das Burgenland musste sich nun mit den unangenehmen Dingen auseinandersetzen und endlich erkennen, dass es ein Rassismusproblem hatte.

Ein deutliches „Nein!“ zur rassistischen Fremdbezeichnung

Etwas hatte sich verändert. Die öffentliche Wahrnehmung der Rom*nja wandelte sich. Man begann, sich mit diesen für viele immer noch unbekanntem und fremden Menschen zu beschäftigen, die genauso viel oder genauso wenig Burgenländer*innen waren wie sie selbst. Natürlich sprach man damals nicht von Roma, schon gar nicht von Romnja, sondern von „Zigeunern“. Ein Begriff, den wir Rom*nja nie selbst gewählt hatten, ein Begriff, der einst unabhängig von der Ethnie stellvertretend für „Asoziale“ verwendet wurde und dessen rassistische Konnotation vor allem unter den Nationalsozialisten überhandnahm.

Die öffentliche Debatte um diese Fremdbezeichnung flammte Anfang der 2010er Jahre wieder auf, als sich Rom*nja-Aktivist*innen mit Erfolg

für die Umbenennung zahlreicher Lebensmittel und Speisen einsetzten. Die vorgenommenen Änderungen der Produktnamen durch manche Lebensmittelhersteller wurden in den sozialen Medien heftig diskutiert. Angehörige der Mehrheitsgesellschaft sahen sich in ihren Traditionen bedroht. Dass sich Volksgruppenangehörige jahrelang gegen dieses Wort gewehrt hatten, war – und ist heute noch – vielen egal. Denn: „Man hat das schon immer so gesagt“, „meint es ja nicht böse“, „dürfe heute ja nichts mehr sagen, weil alles politisch korrekt sein muss“ usw. Was *man* auch immer meint, dem ist nur mit „Nein!“ zu entgegnen. Dieses Wort ist, wie man es auch immer deuten oder auslegen mag, rassistisch.

Vom Schatten ins Licht

Zurück zum Thema: Es hatte sich etwas verändert. Die Autorin Ceija Stojka hatte mit ihrem 1988 erschienenen Buch „Wir leben im Verborgenen“ den Nagel auf den Kopf getroffen. Viele Romn*ja lebten sehr lange – und tun dies vielleicht immer noch – aus Angst vor Ausgrenzung und Diskriminierung im Verborgenen. Das Attentat von Oberwart und die daraus resultierende Aufmerksamkeit holte die Volksgruppe vom Schatten ins Licht. Man begann zu forschen, erkundete die Geschichte und Sprache. Dem Ganzen lag nun mehr Wissenschaftlichkeit zu Grunde, weniger Fantasie wie zuvor. Zahlreiche Bücher wurden veröffentlicht, Reden wurden gehalten, Filme und Theaterstücke produziert. Einige aus der Volksgruppe wurden auch politisch aktiv. Zum Beispiel Rudolf Sarközi, der der Volksgruppe öffentliche Präsenz verschaffte.

All das führte auch dazu, dass meine Generation beinahe sorglos aufwachsen konnte, ohne – wie noch wenige Jahrzehnte zuvor – aufgrund der Abstammung automatisch in die Sonderschule geschickt zu werden. Auch die Situation auf dem Arbeitsmarkt entspannte sich. Die Arbeit der Aktivist*innen vor uns ermöglichte unserer Generation ein

selbstbestimmteres, freieres und vor allem ein sicheres Leben.

Natürlich gab und gibt es weiterhin Ausnahmen: Immer noch werden Kinder in der Schule gehänselt und beleidigt, immer noch haben wir mit Benachteiligung am Arbeitsmarkt und sonstigen Diskriminierungen zu kämpfen. Für viele ist der Antiziganismus stets präsent. Das ist ein Fakt, an dem wir noch arbeiten müssen, auch im Burgenland.

Die Geschichte(n) selbst erzählen

Kehren wir zurück in das Jahr 2021. Das Burgenland feierte sein 100-jähriges Bestehen. Es blickte zurück auf vieles, aber nicht auf alles. Man war schon bemüht, die Volksgruppen in die Feierlichkeiten einzubinden, sodass sie in Ausstellungen, Konzerten und Publikationen vertreten waren. Man wollte zeigen, wie divers das Burgenland ist – und schon immer war –, aber das sagte ich schon.

Auch ich durfte Beiträge zu dem einen oder anderen Buch verfassen. Das machte mich stolz – weil ich Burgenländerin bin, aber auch weil ich Romni bin. Und trotzdem gab es den einen oder anderen Moment, in dem sich mir ein seltsames Gefühl aufdrängte. Ich kann es nicht genau beschreiben: Ein Kitzeln, ein Jucken vielleicht, ein kleines Steinchen im Schuh, das zwar unangenehm ist, aber nicht am Weitergehen hindert. Es ist schön, gesehen, gehört und erwähnt zu werden, nachdem man jahrhundertlang „übersehen“ und einem die Stimme genommen wurde. Ja, es ist schön, aber das sollte nicht nur in Jubiläumsjahren der Fall sein.

Es sollte selbstverständlich sein, dass wir ein Teil des Burgenlandes sind. Weil wir es schon immer waren. Wir sollten heute nicht mehr diskutieren müssen, wie wir bezeichnet werden wollen und wie nicht. Wir sollten uns nicht mehr gegen Vorurteile zur Wehr setzen müssen. Vorurteile, die so absurd und verrückt sind, dass es schwerfällt, das Gegenüber ernst zu

nehmen. Wir sollten nicht als Teil eines Landes wahrgenommen werden, nur weil es gerade Jubiläum feiert und weil es gerade „in“ ist, divers zu sein. Wir *sind* Teil dieses Landes, weil unsere Groß- und Urgroßeltern hier geboren wurden.

Wir müssen uns immer, und nicht nur in Jubiläumsjahren, an die Geschichte erinnern, auch an das Tragische und Grausame. Wir müssen diese Geschichte erzählen, vor allem müssen wir sie endlich *selbst* erzählen. Wir wurden so lange – und teilweise immer noch – zu etwas Fremden gemacht. Zu etwas Exotischem und Wildem. Zu etwas, was wir nicht sind – und nie waren. Wir müssen über die Wahrheit sprechen, über die vergangene und gegenwärtige, um die zukünftige zu formen und sie für uns zu beanspruchen – weil auch das immer schon unser Recht war.

Wir müssen weg vom Bild des fiktiven „Zigeuners“, der die Zukunft vorhersehen kann und ums Lagerfeuer tanzt. Es muss aufhören, dass wir entmenschlicht und zu etwas Abstraktem gemacht werden – zu etwas, als das man sich im Fasching verkleidet.

Ich habe oft das Gefühl, dass von den Romn*ja erwartet wird, dankbar zu sein. Dankbar für etwas, was für Nicht-Romn*ja selbstverständlich ist, nämlich gesehen, gehört und vor allem ernst genommen zu werden. Wir sollten heute über vieles nicht mehr streiten und diskutieren müssen, wir sollten auch nicht mehr für etwas kämpfen müssen, wie es uns manche Politiker*innen bei diversen Veranstaltungen immer wieder nahelegen: um den Spracherhalt, gegen den Antiziganismus oder um das Gedenken. Nein, all das hätten wir nie tun müssen, weil es immer schon unser Grundrecht war – als Rom*nja, also Burgenländer*innen, als Menschen.

Katharina Graf-Janoska, Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft und Philosophie, ist freie Mitarbeiterin des ORF und Vorstandsmitglied der HochschülerInnenschaft Österreichischer Rom*nja (HÖR). Ihre Bücher „KriegsROMAn“ (2021) und „Rebstock“ (2015) wurden für den Burgenländischen Buchpreis nominiert.